

Alt Stadtarchivar Eduard Fischer wird Oltens Ehrenbürger

Autor(en): **Studer, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **33 (1975)**

PDF erstellt am: **02.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658480>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

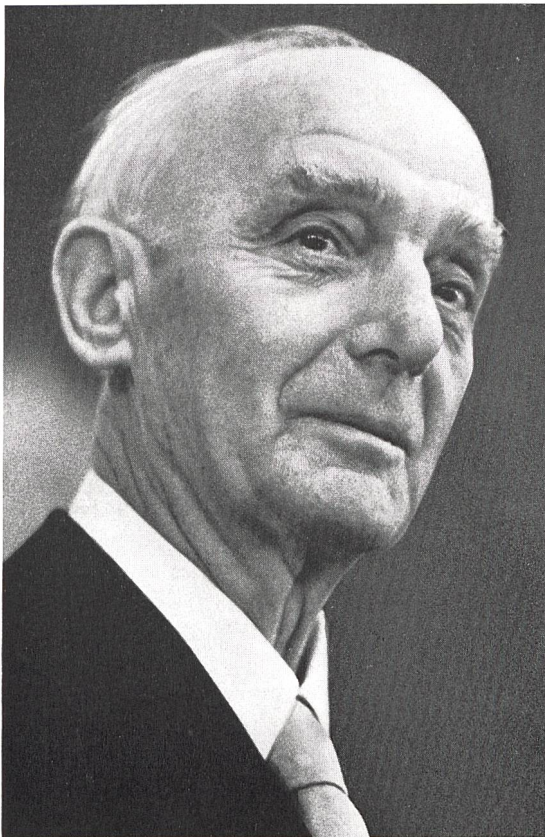
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alt Stadtarchivar Eduard Fischer wird Oltens Ehrenbürger

Ansprache, gehalten am 11. Dezember 1973 im Stadttheater von Eduard Studer, Professor an der Universität Freiburg

Herr Bürgeramann, verehrte Bürgergemeinde, Ein ziemlich seltener Anlass hat Sie zusammengeführt. Sie, die löblichen Bürger dieser Stadt, gelten als eher zurückhaltend – jedenfalls habe ich seit 25 Jahren nicht mehr von einer Geste Ihrerseits gehört. Heute verschenken Sie eine Ehre, die höchste, die Sie zu vergeben haben, an Eduard Fischer, von dem niemand behaupten kann, er habe es politisch oder finanziell sehr weit gebracht. Ein Bergdorf im Lugnez mag seinem treuen Lehrer am Ende das Bürgerrecht geben. Für Olten gelten, soviel ich weiss, etwas höhere Masstäbe. Hier nämlich gilt die Treue des Lehrers noch lange nicht als Verdienst, eher als ein Akt der Klugheit. Wer in Olten geehrt sein will, wartet am besten bis etwa 50 Jahre nach seinem Tod. Ist er dann noch immer nicht vergessen, so darf er freilich auf hohe Entschädigung hoffen. Olten hat einen kon-



tinuierlichen Bedarf an Namen für neue Strassen. Und nur wenige Schritte von hier steht ein Obelisk mit den Namen und Bronzebildnissen verdienter Oltner. Die verfügbaren vier Plätze am Obelisk sind allerdings schon vergeben. Doch lohnt es zu fragen, *wer* in Olten solchen Nachruhm bekam.

Der dritte Bundespräsident der Eidgenossenschaft und der erste Direktor der Centralbahn – mit diesen beiden wird Olten seinem landläufigen Ruf gerecht. Als dritter am Obelisk dann immerhin ein bildender Künstler, Disteli, dessen Ruhm doch auch einen politischen Unterton aufweist. Und damit bei ihm der Sarkasmus nicht zu kurz kommt, blickt ausgerechnet er (d.h. sein Bronzerelief) hinüber zu den von ihm so herzlich gehassten Kapuzinern. Der vierte, Ildefons von Arx, schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt Olten. Als Lehrer war er den Mitbürgern zwar nicht genehm, wohl aber als Donator: er schenkte den Grundstock an Büchern zur spätern Stadtbibliothek, und ausserdem ermöglichte sein Legat von hundert Franken die Eröffnung der ersten Mädchenrealschule von Olten.

Wo bleiben die eigentlichen Musensöhne? An musikalischen Talenten hat es Olten in den letzten 150 Jahren selten gefehlt. Aber offenbar an Schriftstellern. Ich beziehe mich auf ein prachtvolles Buch mit dem Titel «Olten», das Eduard Fischer vor sieben Jahren herausgegeben hat. Darin schrieb Hans Hohler über die Pflege des Schönen in dieser Stadt. Was die Musik, den Gesang, die Theaterspielfreude, die Goldschmiedekunst und die Graphik betrifft, kam er viel weniger in Verlegenheit als beim letzten Abschnitt über Dichtung und Literatur. Und Hans Derendinger stellt in *seinem* Beitrag kritisch und bündig fest, es sei kein Wunder, dass die Sprache des Oltner nie zum Lied geworden sei. Wörtlich: «Es gibt keine Oltner Mundartlyrik, und die unvermeidlichen Mundartverse der Oltner Fasnacht wollen nicht klingen, auch wo sie witzig sind.»

Ich fürchte, der Stadtammann hat recht, wenigstens bis auf weiteres. Und ich beabsichtige nicht im entfernten, den Masstab umzustürzen, wenn ich mich erinnere, dass zwei Mundartgedichte, die wir bei unserer Lehrerin Alice von Rohr lernten und die ich noch heute auswendig kann, von Eduard Fischer verfasst waren. Damit ist Hans Derendinger noch nicht widerlegt. Denn die «Zwöi Mäggli» und «Dr Rameleheer» sind leider nicht im Oltner

Dialekt geschrieben, sondern in Gäuer Mundart. Und wären sie in Oltner Mundart geschrieben, Eduard Fischer selber würde sie nur mässig loben, denn er hat seine jugendliche Mundartpoesie wohl nie überschätzt. Auch seine schriftsprachlichen Erzählungen «Rolf und Lena» und «Geschwister Heider», so gern die Vorkriegsjugend sie las, erheben keinen Anspruch auf literarischen Nachruhm. Am wenigsten die 24 Fabeln für Kinder, die gar keine Fabeln sind.

Zur Kinderliteratur ist Eduard Fischer weniger durch einen poetischen als durch einen didaktischen Impuls gekommen. Kaum hatte er seine erste Lehrstelle an der Bezirksschule Hägendorf angetreten, wurde er Inspektor der Dorfschulen im Untergäu. Was aber heute im Namen der Psychologie des Kindes über alle Ufer zu treten droht, sogenannte «altersspezifische Texte», war in den Zwanziger Jahren in einer fühlbaren Krise. Ich wage doch die Bemerkung, dass Bücher wie Eduard Fischers «Rings um die goldene Märchenstadt» oder das an Conrad Ferdinand Meyer angelehnte Märchenspiel «Fingerhütchen» oder die «Dramatischen Kleinigkeiten für die Schule» in ihrer Zeit eine Aufgabe hatten.

Thematisch nah mit diesen Jugendschriften verwandt sind einige Publikationen, mit denen Eduard Fischer nichts riskierte: eine Auswahl der schönsten Grimm-Märchen (die 6 Auflagen erlebte), ein Band mit dem Titel «Seldwylerjugend», ferner zwei Bücher mit Erzählungen Gotthelfs, ausgewählt für das Verständnis von Primarschülern. Zu bemerken ist hier nur, dass man das 26bändige Werk von Gotthelf kennen muss, um zu finden, was eine Altersstufe ansprechen kann, an die Gotthelf beim Schreiben kaum dachte.

Ein pfadfinderisches Gespür lenkte Eduard Fischer auf einen vergessenen Klassiker eigener Art. Vor 120 Jahren erschien zum ersten Mal Friedrich von Tschudis «Thierleben der Alpenwelt», das unsere Urgrosseltern viel unmittelbarer packte als der gleichzeitig erschienene «Grüne Heinrich». Von Tschudis «Bible des Alpes», wie Michelet es nannte, führt ein erkennbarer Weg zum Schweizerischen Alpenclub, der zehn Jahre später hier in Olten gegründet wurde. Nach der Jahrhundertwende aber erlebte Tschudis Buch keine Neuauflagen mehr, bis Eduard Fischer, mitten im letzten Krieg, wenigstens die Jugend wieder an die schönsten Partien des Werkes heranführte unter dem Titel «Friedrich von Tschudi, Wo der Adler haust». 1946 erschien von Fischers Auswahl eine holländische Übersetzung.

Von Jean Paul gibt es die unsterbliche Geschichte vom vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz, das sich keine Bücher leisten konnte und sie darum selber schrieb. Von Eduard Fischer ist zu vermu-

ten, er habe für die Schullektüre jene Mängel entdeckt, die er dann selber behob. Er sammelte 35 alte Krippenspiele – sie reichen vom späten Mittelalter über Martin Luther, Paul Gerhart und Goethe bis ins frühe 20. Jahrhundert. Fischer schrieb das Schweizer Legendenbuch, mit Texten von der Thebäischen Legion bis zu Niklaus von Flüe.

Seine originellsten Funde machte er auf dem Feld der Sage. Wer von Ihnen die bei Hambrecht erschienene Originalausgabe der «Märli und Sage usem Gäu» besitzt, «aufschreibe vom Eduard Fischer mit Zeichnige vom Meinrad Peyer», der sollte sie nicht verlieren, denn dieses Büchlein wird von Sammlern bereits gesucht. Es enthält gegen zwanzig autochthone Sagen (das eine Märchen darunter und die paar Mischformen hätte ich ausgeschieden). Die wirklichen Gäuer Sagen aber sind wohl in letzter Stunde gerettet worden. Als die Brüder Grimm, nach dem Erscheinen der Märchen, ihre «Deutschen Sagen» zu sammeln begannen, baten sie wiederholt ihre Freunde in der Schweiz, doch ja darauf zu achten, dass die sprechendsten Gebilde des Volksglaubens nicht auf immer verloren gingen. 1816 schrieb Jacob Grimm an Johann Rudolf Wyss in Bern: «Alles Schweizerische hat noch eine eigene landschaftliche Wärme, woran bei einer Sagensammlung vor allem gelegen ist.»

Die Grimm erhielten für ihre Sagensammlung aus der Schweiz nur wenig Brauchbares, aus unserer Gegend überhaupt nichts. Im Freiburgerland sammelte German Kolly vor vierzig Jahren (also kurz nach Eduard Fischer) die letzten erreichbaren Volkssagen aus dem Sensegebiet, und er bekam dafür den ersten Freiburger Kulturpreis; im benachbarten Greyerzerland muss der einst reiche Sagenschatz heute bereits als verloren gelten. Ich halte es für einen Glücksfall, dass der «Gäuer Grimm» nicht nur rechtzeitig sammelte, sondern auch begriff, welche Funktion bei der Volkssage die Sprachform erfüllt. Eduard Fischers Entschluss zur Mundart ist die einsichtige Antwort auf Jacob Grimm, der mit genialem Blick erkannte, dass die lokalgebundene Volkssage anders erzählt sein will als das subtile Glasperlenspiel des zeit- und ortslosen Märchens. Wer übrigens mit der Vorstellung aufgewachsen ist, das Märchen und die Sage gehörten in die Umgebung des «bluemete Trögli», den mag es interessieren, wie die heutige Studentengeneration, die respektlos futuristische, darüber denkt. Seit die Tiefenpsychologie sich dem Märchen und der Sage zugewendet hat, und seit – es sind noch keine zehn Jahre her – die literarische Forschung nach den verborgenen Erzählstrukturen fragt, gehören Untersuchungen über Märchen und Sage zu den gefragtsten Dissertationsthemen

meiner Schüler. «D'Gschicht vom Hänziross» und «'s Gäutier» könnten auch einmal das Opfer jugendlicher Sezierlust werden.

Eduard Fischer hat selber bei Gelegenheit gesagt, das volkskundliche Interesse sei in ihm durch seine Lehrer und spätern Freunde Josef Reinhart und Otto von Greyerz geweckt worden. Er hat auch zu verstehen gegeben, auf welchen Wegen er zur Geschichtsforschung gekommen ist.

Den ersten Anstoss gab hier Hermann Bächtold, Wirtschafts- und Universalhistoriker an der Universität Basel, dem es nicht zu gering erschien, auf die Bedeutung des Details zu pochen. Dass geschichtliche Figuren auf einem Flecklein Boden wurzeln, dass die Geschichte der Länder auf dem Grundmuster der Ortsgeschichte, sogar der Hofgeschichte ruht, dass die Sage, besonders die historische Sage, den urkundlichen Befund oft ungeahnt vertieft, das lernte Eduard Fischer in seiner Basler Studienzeit. Die Sage schlug ihm die Brücke zur Geschichte.

Entscheidend aber war nochmal eine persönliche Begegnung. Nach den Hägendörfer Jahren kam er 1925 nach Olten, und wer immer in Olten ein kulturgeschichtliches Interesse verriet, wurde über kurz oder lang zum Freund des unvergessenen Stadtammanns Hugo Dietschi. Von ihm hörte Eduard Fischer, im Stadtarchiv liege ein Jahrzeitbuch aus dem Jahr 1490. Und da sprang der Funke hinüber zur Erforschung historischer Quellenchriften.

Er nahm sich Zeit dazu. Mittelalterliche Urkunden wollen erst entziffert und sodann in ihrem Kontext sprachlich gedeutet sein, bevor sie zu sprechen beginnen. Ein paar Mal trat Eduard Fischer aus dieser stillen Reserve heraus, fast immer aus besonderem Anlass. 1949 redigierte er zu Ehren seines väterlichen Freundes die Festschrift Dr. Hugo Dietschi und schrieb darin den Beitrag über die Grenzscheidung zwischen Olten und Trimbach-Wangen anhand einer Urkunde aus dem 15. Jahrhundert. 1953 erschien sein Oltner Brückenbuch. Fünf Jahre darauf schrieb er zusammen mit Anton Guldimann den historischen Abriss «Olten und das Niederamt». Und als im Sommer 1960 der Tod den originellen Toni Guldimann von der Schreibmaschine weg holte, übertrug der Regierungsrat das Solothurner Burgenbuch Eduard Fischer und Otto Allemann. Die Krönung von Fischers zweiundzwanzigjähriger Handschriftenforschung erschien zu Beginn dieses Jahres: das Oltner Urkundenbuch – ein 1. Band von 500 Seiten mit den Dokumenten aus den ersten vier Jahrhunderten unserer Stadtgeschichte. Wer nicht selber Urkundenspezialist ist, kann ein solches Werk nicht einfach lesen, aber mit Hilfe der 60 Registerseiten benützen. Und bei der Benützung

mag er wenigstens ahnen, dass hier das Fundament gelegt worden ist für jede künftige Beschäftigung mit der Vergangenheit der Stadt und ihrer Handelspartner.

Ausser den Stadtsiegeln enthält das Urkundenbuch die Wappen der 86 älteren Bürgergeschlechter – keine Überraschung für den, der die von Maria Felchlin redigierten Neujahrsblätter verfolgt hat. Überrascht müsste sein, wem es entgangen sein sollte, dass Eduard Fischer 1969 auch ein 400 Seiten starkes Buch über den Oltner Bundesrat Bernhard Hammer herausbrachte. Es war ein Privatauftrag der Nachkommen des Bundesrates, des Sohnes Dr. Bernhard Hammer, der heute seinen 89. Geburtstag begeht, und des Enkels Dr. Franz Hammer, den wir unter uns begrüßen dürfen.

Ich erinnere mich, wie Eduard Fischer vor etwa 16 Jahren erstmals andeutete, er arbeite an einer Hammer-Biographie, aber es werde noch Jahre dauern, bis auch nur der private Nachlass und die staatlichen Archive durchgekämmt seien. Damals zweifelte ich, ob Eduard Fischer beides schaffen werde, das Urkundenbuch *und* die Biographie. Und wenn ich hätte wählen müssen, so hätte ich mit dem Verstand das Urkundenbuch und im Herzen die Biographie gewünscht. Es ist nicht eben häufig, dass ein Historiker, der die Quellen minutiös zu lesen versteht, auch noch über einen Stil verfügt, der nun seinerseits das Lesen zur Freude macht. In diesen Tagen habe ich Fischers Hammer-Biographie zum zweiten Mal gelesen – diesmal mit einer geradezu unhistorisch aktuellen Spannung, von der ich nur so viel verrate: Zusammen mit Bernhard Hammer stand im Jahre 1875 noch ein zweiter Solothurner in der allerengsten Wahl zum Bundesrat, einer vom obern Kantonsteil; doch beide zugleich waren nicht möglich. Gewählt wurde schliesslich der Oltner, aber nicht von der Fraktion, zu der er sich selber bekannte.

Lieber Eduard Fischer, die mir eingeräumte Zeit ist um, und ich habe von Deinem literarischen und historischen Oeuvre vielleicht zwei Drittel erwähnt. Du blickst auf ein erstaunliches Lebenswerk zurück. Die Oltner honorieren es heute mit dem Ehrenbürgerbrief. Da ich nichts Vergleichbares anzubieten habe, revanchiere ich mich mit einem abgeänderten Zitat aus der erwähnten Biographie. Du weisst, als Bernhard Hammer noch in Thun die Artilleristen schulte, widerfuhr ihm unverhofft die Ehre, unser Land als bevollmächtigter Minister in Berlin zu vertreten. Da widmete ihm sein Freund Amiet ein launiges Verslein, das ich nun, nicht ganz klassisch, so abbiege:

Gaudeamus igitur ob electionem,
ob Eduardi Fischeri archivistae oppidi
honoris civis meriti nominationem.